Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

175 (29.7.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Der Bebel der Landstraße

Eine Wahlskizze von Walther G. Oschilewski.

So nannten wir ihn, Hannes und ich, als wir vor Jahren die böhmischen und österreichischen Landstraßen hinuntertippelten, den Teufel Vergangenheit im Rücken und einen schmalen Streifen Glück vor uns, und so wurde Jost Pompold in Xanten a. Rh. auch von allen Sachsengängern, den Schnittern, den Holzfällern und Mägden genannt. Er war ein Baum von Kerl, gewachsen wie eine böhmische Eiche, mit einem trompetenden Organ, zerrissenem Gesicht und einer ungewöhnlich großen und verknorpelten Nase, auf die er sich verlassen konnte, da sie ihm manchen guten Wind in die Richtung trieb. Dieses, einem auf den ersten Blick wolfsähnlich auffallende Gesicht wurde durch zwei helle, offene Augen einen Schein gütlicher, es waren Augen, die einem zwangen, ob man wollte oder nicht, Jost Pompold in die offene Hand zu schlagen. Er war ein guter Kamerad, auf den Verlaß war, und wanderte schon die Jahre hindurch. Auch bettelte er nicht, doch, nur in ganz seltenen Fällen klapperte er die Pfarrhäuser ab, denen er am meisten gram war. Er arbeitete hier und dort, Tage und Wochen, auf den großen Gütern, in den Bergwerken, in der Tschechoslowakei, in Rumänien, in Dänemark, in Holland, gelegentlich auch in großen Städten. Aber keine Frau, an die er sich für kurze Zeit verloren hatte und keine warme Bettstatt, die ihm eine heimatliche Verwurzelung vorzauberte, konnte ihn halten, wenn das Blut in dem alten Kerl wieder zu rumoren begann und er einige Pfennige Zehrung in der Tasche hatte. Ungewöhnlich schräg, verwegen und komisch anzuschauen, blinzelte er in die Sonne, ging dann zwei Schritte nach vorn, hielt die Nase in den frischen Wind und, indem er die linke Augenbraue fast zwei Zentimeter hochriß, schnurrte er: „So, nun ist's wie—der genug, nun die Beine, Galopp!" „Dann stolperte der alte Knabe wieder die Landstraßen hinauf und hinunter. In Schweden, in Oesterreich, in Italien kannte er jede Penne.

Das Herumstromern hatte ihm im Laufe der Jahre einen ungeheuren Schatz an Erfahrungen, Erkenntnissen und Lebensweisheiten eingebracht. Ja, das mit dem Erwanderten ist eine eigene Sache. Die jungen Leute, die in den Städten aufgewachsen sind, und nie hinauskommen, schauen immer durch eine Brille, mag sie nun rot, grün oder blau sein. Kein donnerndes Wetter haut ihnen die Illusionen, Verspieltheiten, Träumereien und Einbildungen weg, keine Eroberung macht ihnen die Haut braun und ledern und öffnet ihnen die Welt, die ungeheuer schön und gemein ist. Jost Pompold hatte Erfahrungen, das kann man wohl sagen! Ihm konnte man keinen weißen Schwan an die Wand malen. Er wußte, wie der Hase läuft und wozu Salz in der Welt gebraucht und mit Wasser gekocht wird. Wir erlebten oft die stürmischsten Diskussionen der Pennbrüder und professionellen Straßengänger in den örtlichen Asylen, in denen die Verkommensten, von der Gesellschaft Geächteten und Abgetriebenen zwangsvoll geladete Gäste waren und von Jost Pompold in temperamentvollen Reden aufgerüttelt, aufgelockert, neu mit Energie geladen wurden, um doch wieder hinter dem Pflug der Zeit zu marschieren und um nicht das gemeine Elend in einem dreckigen Fuselschnaps zu ersaufen. Man konnte ihn dann trompeten hören, daß einem das Herz in den Mund sprang und man fröhlich wurde. Pompold, dieser Kerl, brachte es fertig, diese verkrusteten Herzen aufzutauen, in dieser verseuchten, veralkoholisierten, oft vertierten Gesichtern einen Schein Hoffnung und Leuchten einzupflanzen, der tröstlich schien. Wir hatten oft die äußeren und inneren Verwandlungen miterleben dürfen. Pompold pflegte gewöhnlich zu sagen: „Der Mensch ist ein Tier, wenn es hoch kommt, ein Schwein, wenn er säuft, ein Rindvieh; wenn er nachdenkt, ein Dummkopf! Also muß er geändert werden!" Das war auch sein pädagogischer Grundsatz, der Ausgangspunkt seiner Bemühungen.

Niemals habe ich wieder in diesem Milieu solchen Ernst, mit dem eine notwendige soziale und fürsorgliche Aufgabe angepackt wurde, verbunden mit der Glut eines so elementaren oratorischen Feuers empfinden können.

Wir begegneten Jost Pompold wieder eines schönen Tages, der blaubehimmelt über uns hing. Die kalten Tage lagen hinter uns, nur ein frostiges Kribbeln saß uns noch in den Zehen, sonst aber ging es gut vorwärts, die Luft war rein und die Wälder und Höhen grüßten uns kameradschaftlich. Also da kam Jost Pompold dahergeschlittert, den schwarzen Sozialistenkalabreser tief ins Gesicht gedrückt, dunkelhäutig wie ein Neger, sehr lustig und aufgeräumt, wie man das bei seiner klotzigen Herzlichkeit gewohnt war. „Halloh, Hannes und Waltrosch, und wohin schon wieder?" bellte er uns an und steckte seine grobschlächtige Rechte in die unsrige. „Nach Pilsen, Steine karren, um wieder etwas Fleisch und Fisch zwischen die Zähne zu bekommen," gaben wir zur Antwort, und erzählten ihm, wie es uns ergangen, was uns an den Hut und in die Hände spucken wollte.

Es war Mittag und es war sehr warm. Wir kletterten in einen grünüberwucherten Graben am Rande der Straße, ließen den Rücken gegen die Sonne liegen und sie uns auf den Hinterteil stechen, also lagen wir auf dem Bauche, steckten uns Gräser in die Nase, bis wir niesen mußten, und schnatterten dummes Zeug und so weiter.

Es war Wahlschlacht im Lande. Ein Dutzend sogenannter „Volksparteien" animierten die Bevölkerung und warfen ihr den goldenen Sand der Betörung in die Augen. Alle waren sie auf einmal da: die Junker, die Schlotbarone, die Stiftsdamen. Alle marschierten sie heran mit Versprechungen, mit Lügen, mit Besoffenheiten, um den kleinen Mann zu fangen, der ihnen ihre Macht, die Ausübung der Macht und die Befriedigung ihrer Bedürfnisse auf Jahre hinaus wieder garantieren sollte. Die Großagrarier waren bereit, jede Kartoffel ihres Bodens, der ihnen von Rechts wegen gar nicht gehörte, mit den Söldlingen zu verteidigen. Jost Pompold kannte diese Jungens im grünen Loden mit dem Gemsbart am Hut und den stieren Gesichtern. Er war ihnen oft ins Gewerbe gesprungen, wenn sie es allzu arg trieben und die Trabanten haben ihn dann mit den Hunden vom Hof gehetzt. „Da soll es aber diesmal mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht diese Kerls auf 110 Kilometer in den Wind treiben," schwor Pompold und ging wieder hinaus auf das flache Land und legte sich mit uns in den Straßengraben, um zu bedenken, was zu tun sei, um die Tagelöhner, die Holzknechte, die Mägde, vor dem Streitwagen des arbeitenden Volkes zu spannen, der gegen diese Jungens Sturm laufen sollte.

Und Pompold ging in die Arbeit, wie wir alle. Es war, um sich den Bauch zu halten, wenn er einen hochgeblasenen blechmeckernden Sendling, der in einer dörflichen Versammlung den Geldsack und den Herrn-im-Hause-Standpunkt entschuldigen wollte, den Kopf wusch, daß die Funken sprühten, und sich selbst auf das Katheder setzte, um die Tagelöhner und kleinen Bauern zu belehren, wo die wahren Ursachen ihrer Not liegen, warum die letzte Ziege aus dem Stall muß, warum der Getreidewucher, warum die Frauen in den Schnitterkasernen mit verrosteten Haarnadeln, mit Seifenlauge ihre Schwangerschaften zu unterbrechen versuchten. In den schmalen Mittagspausen lag er vor ihnen, immer neue Argumente hervorholend, Fragen beantwortend, Verzweiflungen lindernd, wie eine rote Fahne der Empörung flog die Glut seiner Stimme über das ländliche Volk. Immer schloß er mit Reden Bebels, die er auswendig wußte, und die Satz für Satz in diese Zeiten paßten und die Gemüter und Hirne aufsässig machten; donnernd fiel sein Wort. —

Jost Pompold wird in diesen Tagen unter uns sein. An irgend einer Stelle Deutschlands wird er die Arbeiter und Bauern für unsere gerechte Sache zusammenführen. Es geht diesmal um mehr, als es sonst ging. Das Kalbfell breit gespannt. Ihr alle sollt zuschlagen! Ihr alle, es gibt eine rasselnde Musik, die in die Ohren sticht und die die Schlafmützigsten aufsprengt und alle zusammenruft, die zusammengehören, einig, verantwortungsbewußt, für Brot und Arbeit, für den Frieden, für die Freiheit unseres Volkes!

Die Zeit der Charlatane

Wie war es möglich, daß Millionen von Menschen den politischen **Charlatanen** vom Schlage der **Hitler, Goebbels, Röhm** und Konsorten folgen konnten? Wie war es möglich, daß eine auf unsolide geistige Grundlagen gegründete Bewegung eine solche Entwicklung nehmen konnte?

Das Denken ist ausgeschaltet. Nur Instinkt und Gefühl haben diese Menschenmenge zusammengeschweißt. Dieser Masse kann ein Mann von der zweifelhaften Bildung eines Herrn Goebbels den Kampf gegen die intellektuelle Bildung, gegen Wissen, gegen Logik und geistigen Fortschritt predigen. Wer **denkt,** der ist verdächtig. Wer geistig arbeitet und auf seine Logik pocht, der verdient, ausgerottet zu werden. Es gibt **kein Wissen,** es gibt keinen Fortschritt, es gibt nur den **Glauben** an einen neuen Heiland, und der heißt Adolf Hitler. Das Wissen soll tot sein, der Glaube soll leben. Kritiker sind unerwünscht. Kritiker sind Ketzer, und Ketzer gehören auf den Scheiterhaufen.

Eine Zeit der seelischen Belastung, des ständigen wirtschaftlichen Rückganges bringt bei allen Völkern den meist unbewußten Wunsch nach **Befriedigung gefühlsmäßiger Regungen** hervor. In **Amerika** sehen wir ein erhebliches Anwachsen der **religiösen Sektiererei,** in **Deutschland** das Erstarken des politischen, auf eine Art von **Heilandsglauben** gegründeten Fanatismus. Daneben gewinnen allerlei sonderbare Heilige hier und dort lokalen Einfluß. Vermögensstarke Kaufleute mit abgeschlossener Handelshochschulbildung holen sich in geschäftlichen Dingen Ratschläge von gänzlich ungebildeten Wahrsagerinnen; sie gehen zu **Astrologen** und anderen Schwarzkünstlern und glauben an den geweißsagten geschäftlichen Erfolg. Auf den Plätzen der Weltstadt Berlin verkaufen Händler ihre Horoskope an die Aermsten der Armen, die nicht wissen, wie sie satt werden sollen. In den Buchhandlungen sind **Hokuspokusbücher,** die angeblich die Zukunft erkennen lassen, am begehrtesten. Ein besonders geschäftstüchtiger „Hellseher" gibt sogar eine eigene Zeitung heraus. Keine Lehre, kein Horoskop, keine Wahrsagerei kann unsinnig genug sein in dieser Zeit, in der **entwurzelte Menschen nach einem Halt** suchen. Man möge einen Wahrsager oder einen politischen Propheten vom Schlage Hitlers noch so oft entlarven, er wird immer wieder neue Anhänger finden. In Zeiten der außerordentlichen seelischen Belastung sind **wissenschaftliche** Erkenntnisse bei großen Teilen der Bevölkerung **unbeliebt.** Man will keine geschichtlichen Tatsachen auf politischem Gebiete; man will Geschichtsklitterung, die von gewissenlosen oder kenntnislosen Agitatoren gewissen Bevölkerungsschichten auf den Leib zugeschnitten sind. Das Glaubenwollen entwurzelter Menschen wird ausgenutzt, um den **Reaktionären,** den Machthabern von gestern, wieder zu ihren Posten zu verhelfen. Auf dieser Grundlage soll die Republik zum Teufel gejagt werden. Auf diesem Boden hofft **Wilhelm in Doorn** wieder an die Macht zu kommen.

In unablässiger Arbeit müssen wir **Sozialisten** diesem Wahn entgegenwirken. Wir wollen nicht nur den Glauben, sondern, als Marxisten, die saubere, ehrliche **Erkenntnis der Wirklichkeit.** Wahlzeiten sind Zeiten der Aufklärung. Laßt uns arbeiten, rastlos und unermüdlich! Dann wird, allem Wunderglauben der Hitleranhänger zum Trotz, der endliche Sieg unser sein.

Zeitschriften

Die Neuen Blätter für den Sozialismus, erscheinend im Alfred Protte Verlag, Potsdam, jeweils zur Monatsmitte zum Preise von 2.45 RM. vierteljährlich, bringen interessantes und beachtliches politisches Material. Wie umfassend von sozialistischer Seite die politische und geistige Gegenwartslage gesehen wird, zeigt das Juliheft der „Neuen Blätter für den Sozialismus". Es enthält Beiträge über den politischen Entscheidungskampf (Beurteilung und Perspektive), über die Hintergründe des Kabinetts Schleicher, über die Rechtslage der Weimarer Verfassung und die Möglichkeit der politischen und juristischen Notwehr im Falle des sichtbaren Verfassungsbruchs, über die grundsätzliche Haltung des Sozialismus zum Mittelstand, über die Fragen der Osthilfe, der Siedlung u.a.m. Die Aufsätze sind zwar von verschiedenen Verfassern, aber sämtlich unter einen großen Nenner gebracht; sie stehen untereinander in Zusammenhang und bringen außerordentlich viel aktuelles Material sowohl für den Wahlkampf als auch grundsätzlicher Natur zum Lebenskampf der sozialistischen Bewegung.

Die Rappoldsteinerin

Kulturhistorischer Roman von HEDDA WAGNER

Nachdruck verboten / Folge 14

Er packte sie bei den Schultern und schüttelte sie, daß die zarte Gestalt bebte. „Daß dich die Höll' schänd!" schrie er „Frechen Trotz noch obendrein! Wer war's, der dich verführte — — ach was — den du an dich gelockt — Buhldirne du!" — —

Sie wand sich unter seinem Griff. Und er, außer sich: „Den Namen! Den Namen! Gott soll mich schlagen, wenn nicht heute noch euer beider Blut fließt — — Wer war bei dir?"

Im Uebermaß seiner Raserei hatte er sie einen Moment losgelassen. Und sie trat von ihm zurück wie von einem Abgrund. Und das Haupt mit dem wirren Goldgelock stolz erhoben, sprach sie: „Nie soll sein Name über meine Lippen kommen . . . Denn dann gestände ich eine Schuld, die ich nie beging . . ."

Er hob die Hand, an der ein schwerer goldener Siegelring glänzte — — und schlug sie mitten ins Gesicht. Blut strömte über die weiße Schläfe . . . Sie sah ihn an, mit einem Blick, wie eine Sterbende. Dann trat sie ein paar Schritte von ihm weg — und brach ohnmächtig zusammen . . .

Er stand noch mit hocherhobenem Arm, da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Alwig von Hagenbach war's. Und hinter ihm stand Verena. Die Dinge schienen ihr zu weit zu gehen — da hatte sie durch ihre getreue Ursla ihn holen lassen.

Der Freiherr fuhr herum; im ersten Augenblick schien er nicht übel Lust zu haben, sich auf den Ankömmling zu stürzen. Aber er besann sich. Der Hagenbacher, der eher noch einen halben Kopf größer war, als er, wäre kein zu verachtender Gegner gewesen.

Die beiden Männer starrten sich eine Weile schweigend an. Dann sagte der von Hagenbach: „Herr Egenolf, vergebt, aber ich kann und will nicht sehen, daß in dem Hause, dessen Vogt ich bin, eine edle Frau geschlagen wird, wie eine hörige Magd . . ."

Der Rappoldsteiner sah zu Boden. Der Wutausbruch hatte ihn etwas abgekühlt. Dumpf, ohne den anderen weiter anzublicken, sagte er: „Lasset das meine Sache sein, Hagenbach — wie ich ein untreu Weib züchtige . . . Weh und Jammer, daß ichs euch sagen muß . . ."

Er wendete sich kurz um und verließ das Gemach. Ging hinüber in das seine, wo die Kerzen tief herabgebrannt waren und unheimlich flackernd zu verlöschen drohten. Draußen zuckten die Blitze stärker. Vom Zeller Blauen herüber grollte es schon.

Der Freiherr kleidete sich an, wappnete sich. Er hörte Schritte Verena stand neben ihm. Aug in Aug standen sie einen Moment...

Dann sagte Egenolf, dumpf und gepreßt: „Mein Roß! Weckt meine Leute! — Ich will fort... Und ein Troßpferd für — — sie — —"

„Es ist unmöglich!" sagte Verena mit hochmütiger Ruhe. „Sie ist noch nicht bei Sinnen. Auch ihr könnt jetzt nicht fort — es bricht ein arges Unwetter los. Wartet bis zum Morgengrauen. Dann halt ich euch nicht länger."

„Ihr seid ihre Base —," sagte er plötzlich unvermittelt. „Wollt ihr vielleicht — —" er stockte, konnte den Gedanken nicht so recht in Worte kleiden; aber Verena verstand ihn.

„Nein —," sagte sie, und ein verächtlicher Unterton schwang in ihrer Stimme, „sie wird euch nicht entgehen. Was kümmert mich eure Ehe? — Seid ihr morgen weg von hier, dann macht mit ihr, was ihr wollt — oder was euch euer Gewissen erlaubt . . ."

Wie ein siegreicher Dämon verließ sie das Gemach. —

VII.

Feinstäubender Regen rieselte durch einen grauen Vormittag. — Henmann von Grünenberg ritt gemächlich die schmale Straße entlang, die von Zell über Hausen nach Schopfheim führte. Als er im ersten Morgengrauen außerhalb des Städtchens sein Roß über die Brücke lenkte, da stand das nach Osten abziehende Unwetter noch über der Hohen Möhr zur Linken. Dann verzog es sich — aber nicht der Regen mit ihm. Die Wiese strömte durch das Tal, das in all der Feuchte noch grüner und frischer als sonst dalag, mit graubraunen, schlammigen Wellen; in ihrem Oberlauf im Norden mußte es arg niedergegangen sein. Auf den Kuppen der Waldberge rechts und links hatten sich Nebel und Regenschwaden verfangen; aber je weiter es nach Süden ging, aus den Bergen heraus und der Ebene des Dinkelberger Ländchens zu, desto besser wurden die Wege, desto feiner der Regen — und auch das reifende grausilberne Korn auf den Feldern am Flusse stand schön aufrecht da. Hier hatte das Wetter nicht besonders gehaust.

In Hausen traf Henmann wieder mit seinem zweiten Knecht zusammen. Er hatte ihn dort gelassen, als er am vergangenen Nachmittag gen Zell hinaufritt, weil das Gepäckpferd lahmte. Nun aber war das Tier vollständig erholt — und Herr und Knappe konnten in guter Gangart ihren Weg fortsetzen.

Die linke Hand auf die Hüfte gestützt, indes die Rechte lässig den Zügel führte, ritt Henmann dahin. Die Zeit wurde ihm nicht lang. Er hatte so vieles zu überdenken.

Nicht so sehr seine Geschäfte, mit denen ihn der Herzog betraut, und die in Straßburg und Freiburg erledigt waren. Nicht so sehr auch der Kriegszug, der vor ihm stand — den nahm er leicht. Aber sein Abenteuer mit Herzland von Rappoldstein . . .

Als Henmann, aus der Kemenate enteilend, über die kleine Treppe in den Hof und von da ungehindert in den Gästeflügel des Klosters gelangt war, beschlich ihn doch ein unbehagliches Gefühl. Wenn Verena nun vergessen hatte, das Pförtchen offenstehen zu lassen? Aber schließlich — — er war in seinem Leben schon über mehr Mauern geklettert — es würde halt aus diesmal sein müssen, dachte er, während er seinen Mantel umwarf und wieder den Hof aufsuchte, in dem es ganz still war unter dem Schein der immer mehr aufflackernden Blitze. Nur von den Stallungen her hörte man unruhiges Schlagen der Rosse — die spürten auch das Wetter — und das mahnte Henmann, daß er trachten müsse, so rasch als möglich Zell und seine Herberge zu erreichen. Dort konnte er dann den verlorenen Schlaf nachholen. Wenn nur alles glatt und gut ging! —

Aber er hatte sich unnütz gesorgt: durch den Torbogen schreitend, kam er in den Würzgarten, fand allsogleich die kleine Tür — richtig: sie war nur eingeklinkt . . . Sorgfältig schloß er sie. ehe er auf der kotigen Dorfstraße raschen Schrittes Zell zustrebte.

In der Herberge waren der Hausknecht und der Wirt schon wach; ein paar umherziehende Krämer wollten schon aufbrechen, ihre Planwagen standen bereits im Hof. Henmann jagte seinen Knecht aus den Federn, befahl ihm, die Tiere gut zu füttern, und ihn nach einer Stunde zu wecken; dann wollten sie abreiten. — —

Sein kriegs- und fahrtgewohnter Körper hatte wirklich aus dieser einen Stunde Schlafs, die er ganz ruhig und unbeschwert genoß, neue Frische gesogen. Und dahin gings: den Frühtrunk wollte er sich bis Hausen sparen.

An dies alles dachte er, als er so dahinritt, Schopfheim zu — aber am meisten an sie — an Herzland . . . Sonderbar, daß er, der verwöhnte Liebling der Frauen, der schon so manches Minneabenteuer bestanden hatte, das wohlgelungen war, an dies — — wenn er es sich ehrlich gestand — mißlungene, trotzdem nicht mit Unmut, sondern mit einer Art Befriedigung zurückdachte!

Er wiederholte sich den ganzen Verlauf seines Beisammenseins mit Herzland. Hätte es in gewöhnlicher Art begonnen und geendet — wer weiß, ob er noch so viel Gedanken daran gewendet hätte! Es wäre eine süße und flüchtige Stunde gewesen, wie so viele — nichts weiter . . . . Aber das?! — Sie hatte ihm widerstanden, wie noch keine — und dennoch hatte er das unklare Gefühl, reich beschenkt von ihr zu gehen. Wie holdselig war sie gewesen, als sie schlafend vor ihm lag, als sein Kuß sie weckte — und sie ihn leise erwiderte . . . Freilich, er galt einem anderen.

(Fortsetzung folgt.)